Geschichts-Klitterung.

Es gibt eine Art, die Wahrheit zu sagen, die der historischen Treue leichthin gefährlicher werden kann, als direkte Unwahrheit: wenn man aus der geschlossenen Kette der Entwicklung willkürlich einige Glieder herausgreift, sie immer wieder und wieder in ihrer Vereinzelung dem Publikum vor Augen hält und es durch dieses Manöver schließlich fertig bringt, die Aufmerksamkeit ganz und gar von andern Punkten abzulenken, die zum Verständnis des Vorgangs unerläßlich sind. Es liegt auf der Hand, daß durch dieses Verfahren das Urteil über den historischen Zusammenhang der Ereignisse, über das Verhältnis der einzelnen Tatsachen zu einander erheblich beeinträchtigt werden muß, daß sich zuletzt ganz unmerklich im Gedächtnis der schnelllebigen und leichtvergeßlichen Gegenwart das ursprüngliche Bild der Dinge verschieben und jene Färbung annehmen wird, die man ihm zu geben wünscht. Das ist die Art, wie moderne Legenden entstehen.

Ein gutes Beispiel solcher mythenbildenden Tätigkeit liefert die „Kölnische Volkszeitung“ in Nr. 47 ihrer Literarischen Beilage. In einer Rezension des neuerschienenen Supplementbandes zum Brockhausschen Konversationslexikon kommt sie auch auf Leo Taxil zu sprechen, den famosen Regisseur jener grandiosen Teufelsfarce, die ein Jahrzehnt lang die ganze katholische Welt Frankreichs und Italiens bis zu den allerhöchsten Kreisen der römischen Kurie in atemloser Spannung hielt.

Der Kritiker vermißt die notwendige Objektivität in der Darstellung des Lexikons, weil nicht erwähnt ist, „daß ganz besonders P. Gruber (S. J.) und die „Kölnische Volkszeitung“ es waren, welche diesen Schwindel schonungslos aufdeckten, als er begonnen hatte, nach Deutschland überzugreifen“. Er meint ferner: „Es erschöpft auch nicht den Tatbestand, wenn es heißt, daß Taxil und „Diana Vaughan“ auf dem Ende September 1896 zu Trient tagenden Antifreimaurerkongreß „gefeierte Personen“ waren; in Trient wurde, zum Teil infolge der Aktion der „Kölnischen Volkszeitung“, dem Schwindel scharf zu Leibe gegangen, sodaß Taxil den Kongreß in größter Aufregung verließ.“

Die angeführten Tatsachen sind richtig, geben aber in ihrer künstlichen Isolierung ein höchst unvollkommenes und, was schlimmer ist, verwirrendes Bild des Sachverhalts. Es verlohnt daher der Mühe, einen flüchtigen Blick auf den Schlußakt jener tollen Tragikomödie zu werfen.

Vor allen Dingen sollte die „Kölnische Volkszeitung“ etwas weniger stolz auf ihre und P. Grubers S. J. Mitwirkung bei der Entlarvung Taxils sein. Denn erstlich ist diese recht spät erfolgt, als das Gift schon auf weite Kreise in Deutschland gewirkt – man erinnere sich der 90,000 Abonnenten des Pelikans – und selbst die höchsten Spitzen des deutschen katholischen Adels nicht verschont hatte, wie das Beispiel des Fürsten Löwenstein beweist. Zweitens kann kein Vertuschungsversuch die Tatsache aus der Welt schaffen, daß es niemand anders als P. Gruber selbst gewesen ist, der durch seine Uebersetzung der angeblichen Enthüllungen aus dem Treiben der Loge, die Taxils Frères Trois-Points brachten, die Schwindelware des ekelhaften Pariser Pornographen und Mystifikators zuerst in Deutschland importiert hat. Schon in diesem Werke spielt der Satanskult der Logen eine Rolle: der Uebersetzer aber nahm keinen Anstoß an diesen Dingen. Nachdem P. Gruber S. J. so den Damm mit eigenen Händen eingerissen hatte, konnte sich die Schlammflut in immer breiterem Strom auch über Deutschland ergießen.

Ist es P. Gruber S. J. später wie dem Zauberlehrling in Goethes Ballade ergangen, hat er die Geister, die er selbst gerufen, nicht mehr loswerden können, sodaß er zuletzt gegen sie aufzutreten gezwungen ward, so wird gerade ihm das niemand zum besondern Verdienst anrechnen. Man hat umso weniger Grund dies zu tun, als seine „schonungslose Aufdeckung“ des Schwindels (d. h. die drei Bände seines 1897 erschienenen Palladismus-Romanes samt den begleitenden Broschüren) erst post festum gekommen ist. Den toten Gegner nochmals totzuschlagen, hat aber niemals als Zeichen besonderen Mutes gegolten.

Tatsache ist ferner, daß die „schonungslose Aufdeckung des Schwindels“ durch die „Kölnische Volkszeitung“ und durch P. Gruber S. J. so lange auf sich warten ließ, bis durch den Selbstverrat eines der Mitarbeiter Taxils ein Beweis ganz äußerlicher Art für den schwindelhaften Charakter jener Enthüllungsliteratur geliefert war. Die inneren Kriterien haben also offenbar zum Beweis des Betruges nicht allein ausgereicht.*)

Was würde man dazu sagen, wenn jemand, um einen modernen Münchhausen, der jahrelang auf dem Planeten Mars als Oberaufseher der Kanäle gelebt haben will, der Unwahrheit zu überführen, des polizeilichen Attestes bedürfte, jener sei zur angegebenen Zeit in Bomst, Meseritz oder Filehne domiziliert

gewesen? Den unvergleichlich tollen Phantasien Taxils gegenüber hat es aber erst eines solchen äußern Zeugnisses bedurft!

Was wäre geschehen, wenn Dr. Hacks, ein Schwager des Besitzers der Kölnischen Volkszeitung, sich nicht während eines Besuchs in Köln in schwacher Stunde dessen gerühmt hätte, daß er selbst unter dem Namen Dr. Bataille die wüsten Ammenmärchen des Diable au XIX siècle geschrieben habe? Nachdem dieser Selbstverrat einmal stattgefunden hatte, war es freilich kein Kunststück mehr, den ganzen Schwindel „schonungslos aufzudecken“.

Daß der Antifreimaurer-Kongreß, der Ende September 1896 unter der Aegide des Papstes in Trient tagte, die direkte Folge der wahnwitzigen „Enthüllungen“ von Taxil und Konsorten war, bedarf keines weiteren Beweises mehr. Ebenso unzweifelhaft ist es, daß er mit einem vollständigen Triumphe Taxils geendet hätte, wäre der Selbstverrat des Dr. Bataille-Hacks nicht in letzter Stunde noch erfolgt. Sicher ist, daß Monsignore Dr. Paul Maria Baumgarten nicht deshalb die Existenz der Teufelsmiß auf dem Kongresse angezweifelt hat, weil er als geschulter Historiker Anstoß an dem Aberwitz der Enthüllungen genommen hatte, sondern einzig und allein darum, weil ihm die „Kölnische Volkszeitung“ noch rechtzeitig von dem Selbstverrat des Dr. Hacks Mitteilung gemacht hatte.

[… … …] X. Y. Z.

_____

*) Genau so war in einer anderen Angelegenheit das Verhalten der „Kölnischen Volkszeitung“, auf das sich das Blatt ebenfalls einiges zugute tut: im Falle Karl May. Jahrelang hatte dieser gefährlichste Giftmischer in der deutschen Jugendliteratur der Gegenwart ungestört sein Unwesen getrieben, – gehätschelt von Großwürdenträgern der Kirche, gefördert vom niederen Klerus, laut belobt oder doch still geduldet von der klerikalen Presse, weil allen die katholisierende Tendenz der Mayschen Lügenromane paßte. Kaum aber hatte eines Tages die „Frankfurter Zeitung“ mit der Faust in den Karl May-Unfug hineingeschlagen, da war auch für die „Kölnische Volkszeitung“ sogleich der Moment gekommen, wo sie mit großartigen Geberden den unbequem Gewordenen von sich und ihrer Partei abschüttelte. Auch hier waren die inneren Gründe so lange unwirksam geblieben, bis ein äußerer Anlaß die klugen Herren aus ihrer träumerischen Untätigkeit weckte. Jetzt soll aber einer kommen und ihnen vorhalten, sie hätten über Karl May nicht die Wahrheit gesagt. Die Red.

Aus: Frankfurter Zeitung und Handelsblatt. 49. Jahrgang, Nr. 337, 1. Morgenblatt, 16.12.1904.
Texterfassung: Jürgen Seul, Stand 2018-03.